Eine Symbiose von Klang und Ausdruck

Stuttgarter Philharmoniker, 16.10. 2026

Eine Mozart-Symphonie, ein Konzert eines bisweilen als Akademiker bezeichneten und also bezichtigten Komponisten und ein Werk, mit dem die Tore zur musikalischen Moderne weit aufgestoßen worden sind: Die Frage stellt sich, ob ein Orchester an einem Abend derart verschiedene Musikstile auf die eine Reihe bringt, die aus dem zunächst wie zufällig anmutenden Programm ein Ganzes macht.

Nein, ganz so zufällig ist die Trias der drei Werke nicht, die die Stuttgarter Philharmoniker im ersten „normalen" Symphoniekonzert, das die Kulturfreunde Bayreuth e.V. im Friedrichsforum veranstalteten, zu spielen hatten. Der Obertitel „Paris" ist dramaturgisch so einfach wie verblüffend, indem er etwas zusammenbindet, was zwar musikalisch – auf den ersten Blick, d.h.: aufs erste Hören – nicht miteinander verbunden zu sein scheint, doch auf den zweiten hat es eine schier faszinierende Logik. Paris 1778 – 1873 – 1913, die Abfolge funktioniert indes vor Allem deshalb, weil das Orchester unter der Leitung von Timur Zangiev, auch der exzellente Solist Eldar Saparayev (noch einer dieser Namen, die man sich merken sollte), ästhetisch auf eine überzeugende Karte setzen: egal, ob sie Mozart, Saint-Saëns oder Strawinskys wildestes Stück spielen. Sie kümmern sich, hier wie dort, um die Farbe und den selbst in Strawinskys Falle durchaus schönen Klang – ohne den Ausdruck zu vernachlässigen. Im Gegenteil: erst die Symbiose aus Beidem schafft das Erlebnis, das die Zuhörer sichtlich hinriss.

Apropos Akademismus: Phasenweise scheint es, als sei nicht Saint-Saëns der, wie gesagt, gelegentlich so bezeichnete Schulmann gewesen, sondern Mozart, denn Mozart schrieb mit seiner „Pariser Symphonie" eines seiner seltsamsten Werke. Einerseits verleugnete er nicht, dass auch diese Symphonie nur von ihm, der Persönlichkeit also, geschrieben werden konnte. Andererseits fügte er sich, wie er selbst zugab, derart dem Pariser Geschmack – oder dem, was er dafür hielt –, dass die Symphonie über weite Strecken, zumindest für Mozartsche Verhältnisse, relativ kühl klingt. Wenn es in einem Konzertführer heißt, dass diese Sinfonie „äußerlicher" sei als die vorausgehenden letzten und die folgenden, sie aber den Geist der *großen* Sinfonie atme (man denkt da an die Jupiter-Symphonie mit ihrem verwandten, aber ungleich prägnanteren Schluss-Fugato) und von daher eigentlich schon dem Spätwerk angehöre – dann wird der Gegensatz zwischen hörbarer Oberflächlichkeit und musikgeschichtlicher Position verwirrend klar. Natürlich stimmt es nicht, was im Programmheft steht: Mozart arbeite nicht mit seinen Themen – doch scheint der Aufwand, den Mozart mit seinen Themen treibt, angesichts der (offensichtlich beabsichtigten) Glätte der Motivarbeit gelegentlich nur „glanzvoll" zu sein. Vielleicht wollte, so die These, Mozart mit Blick auf einen möglichen Publikumserfolg beweisen, dass er dem oberflächlichen Geschmack der Pariser Musik und ihrer Hörer auf jenem hoihen Niveau entsprechen könne, das seine Meisterwerke auszeichnet; dass er sich mit Abweichungen von der Pariser Norm nicht immer verleugnete bzw. verleugnen wollte und konnte, steht durchaus auf einem anderen Papier.

Wie geht nun ein Orchester mit diesen Einschränkungen um? Indem es die Musik so brillant wie möglich, so prachtvoll – mit dem in diesem Sinn bedeutenden ersten Takt beginnend – und so farbecht wie möglich spielt. Selbst der für Mozartsche Verhältnisse zwar gut lyrische, aber – „etwas fehlt", wie Brecht gesagt hätte – seltsam unpersönliche Satz (natürlich könnte man auch seine relative „Schlichtheit" als Ausweis einer zweitem Naivität bewundern) wird mit äußerster Akkuratesse, mit dem Sinn für instrumentakle Wechsel und kleine dramatische Spannungen gebracht. Gleiche Liebe lässt das Orchester dem hochinspirierten 1.

Violoncellokonzert von Camille Saint-Saëns zukommen. Hier ist es der Solist Eldar Saparayev, der auch die Blicke auf sich zieht; unmöglich, beim Zuhören die Augen zu schliessen. Eine stärkere, durchaus auch theatralische, doch immer authentisch wirkende Kommunikation mit dem Orchester und einzelnen, ja auch als Solisten agierenden Musikerkollegen dürfte kaum möglich sein. Saparayev ist das, was man populär als „Volksblutmusiker“ bezeichnen muss, dessen Intensität und Differenzierungskraft dem virtuos unterhaltenden wie lyrisch beseelten Konzert bis in die letzte Nuance zugute kommt. Die Zugabe, ein langsame, innig gespielter Satz aus einer Bach-Suite, entzückt schon deshalb, weil wir vom Künstler das Geburtsjahr des Machers seines Instruments erfahren: Er kam 1685 auf die Welt – wie der Schöpfer der Musik, die der Musiker uns zuletzt schenkt.

Vom Strawinsky, also „Le Sacre du Printemps“, war schliesslich nicht mehr zu erwarten als das, was wir vor der Pause schon vernahmen: einen vollkommenen, die Soli wie das Tutti erfassenden, gestalteten Klang, versehen mit jenen Schocks, die der Komponist in seine Partitur eingearbeitet hat – all das mit größter Disziplin und einer Organisation gebracht, die das Ausgezirkelte wie das Orgiastische des *Sacre* vollkommen in den Saal brachte.

Kein Wunder, dass die Besucherinnen und Besucher begeistert waren – womit die Kulturfreunde Bayreuth auch mit dem „Normalen“, aber auf seine Weise herausragenden Konzert ihre Visitenkarte im Friedrichsforum abgegeben haben.

Frank Piontek